

Wie sag ich's meinem Welschen

Autor(en): **Teucher, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **28 (1972)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie sag ich's meinem Welschen?

Die französische Schweiz ist berühmt durch ihre Erziehungsinstitute in Lausanne, Genf, Neuenburg, Chexbres, Vevey, Montreux, überall bestehen Institute, in denen Deutschscheizer, vor allem Deutschscheizerinnen, aber auch viele Ausländer, darunter Prinzessinnen und andere blaublütige Wesen, ein gutes Französisch lernen wollen. Hat die deutsche Schweiz etwas Ähnliches aufzuweisen, das Land, in dem man bei jeder Gelegenheit den Namen Pestalozzi im Munde führt? Wir haben wohl gute staatliche Schulen, private Institute, Landeserziehungsheime, die einen vorzüglichen Namen haben. Aber das alles ist auf das Landesinnere zugeschnitten. Früher, ja früher, vor hundert, noch vor fünfzig Jahren zum Teil, war das anders. Da wiesen bekannte Kantonsschulen und private Schulen einen beachtlichen Anteil ausländischer Schüler auf. Aber das hat sich geändert. Mag sein, daß heute die Schweizer Schulen im Ausland diesen Anteil bis zu einem gewissen Grade übernommen haben. Aber daran sind die schweizerischen Mittelschulen oft selber schuld. Wird doch nicht selten auch an Mittelschulen der Unterricht im Dialekt geführt oder dann oft in einem Hochdeutsch, das so klingt wie Dialekt!

Wir erleben im ganzen Gebiet der deutschen Schweiz eine Überbewertung des Dialektes. Wir sind in Gefahr, den Dialekt — den es im Grunde genommen ja gar nicht gibt; es gibt nur eine Vielzahl von lokalen, regionalen Mundarten — zu der Landessprache nicht gerade erhoben, jedoch langsam emporgeschoben zu sehen. Diese Entwicklung hat der niederdeutsche Dialekt des Niederländischen vor etwa fünfhundert Jahren, zunächst rein sprachlich und nochmals verstärkt durch politische Motive im Zeitalter des Abfalls der Niederlande, durchgemacht: er ist Landessprache geworden. Mit welchem Ergebnis? Das sehen wir heute, nachdem die Niederlande ihr Kolonialreich verloren haben: Der Holländer kann holländisch bis zu den Grenzen seines Staates sprechen, und von da an muß er sich einer Fremdsprache, entweder des Deutschen,

des Englischen oder Französischen, bedienen. Haben wir es da nicht doch leichter, solange das Hochdeutsche von der Mundart aus viel müheloser zu erlernen ist?

Aber wir verbauen uns selber den Weg dazu. Die schon erwähnte Überbewertung des Dialektes wird überall gefördert: im Radio, im Fernsehen, in der Schule, in Parlamenten. Ich sage nichts gegen die Mundart als Umgangssprache. Wenn wir unter uns sind, so sprechen wir natürlich in der Mundart miteinander.

Aber sind wir tatsächlich unter uns? Wenn der Radiosprecher am Morgen die Sendung eröffnet und, mit wenigen Ausnahmen, alle Angaben in baslerisch, bernisch oder zürcherisch geprägtem Dialekt macht, so ist da vielleicht dieser oder jener Waadtländer oder Genfer, der, in die deutsche Schweiz verschlagen, recht gerne Deutsch lernen würde, aber mit dieser Geheimsprache nichts anfangen kann. Er wird sich also schon am frühen Morgen ärgern. Dann trifft er vielleicht auf dem Wege zur Arbeit einen Bekannten, und dieser platzt alsogleich mit dem breitesten Züritütsch in seine Morgenbetrachtungen herein; aber auch diesmal versteht er die Geheimsprache nicht oder nur zum Teil. So sammelt sich immer mehr Konfliktstoff auf den armen Welschen, und die Aversion gegen das Schweizerdeutsch wächst. Ich habe nur einen einzelnen Fall beschrieben. In Wirklichkeit ereignet sich das hundertfältig. Das ist der langsame, schleichende Gang des Malaise. Nichts ist dagegen zu machen, weil auf diesem Gang nichts faßbar ist.

Nichts? Wirklich nichts? Wovon sind wir denn ausgegangen? — Von einem, der an falscher Stelle Schweizerdeutsch spricht. Den sollte man fassen können! Da hilft kein Reden von gegenseitiger Verständigung, vom Sich-näher-Kennenlernen. Das hat schon Carl Spitteler gewußt und hervorgehoben, nämlich in seiner berühmten Rede „Unser Schweizer Standpunkt“ vom Dezember 1914. „Eines ist sicher“, sagte er damals, „wir müssen uns enger zusammenschließen. Dafür müssen wir uns besser verstehen. Um uns aber besser verstehen zu können, müssen wir einander vor allem näher kennenlernen. Wie steht es mit unserer Kenntnis der französischen Schweiz und ihrer Literatur und Presse? Die Antwort möge sich jeder selber geben.“

Aber die schönste und herzlichste Verständigung wird in Frage gestellt, wenn so ein Deutschschweizer unbekümmert mit seiner Geheimsprache dazwischenfunkelt. Wir haben an anderer Stelle wiederholt von diesem Problem geschrieben. Heft 6 des Jahrganges 1971 des „Sprachspiegels“ war fast ausschließlich der deutsch-welschen Verständigung gewidmet. Und ich glaube, als Erkenntnis aus all diesen Problemen gewonnen zu haben: Das Grundübel des Malaise ist die unpassende Verwendung des Dia-

lektes. Es ist eine Unhöflichkeit, mit Welschen und Deutschen (aus Deutschland) in dieser Mundart zu sprechen. Beides ist Bequemlichkeit oder Ausfluß der Selbstgerechtigkeit der Deutschschweizer. Ich denke da an jenen vierschrötigen Berner, der auf dem Kurfürstendamm in Berlin auf mich zukam und sagte: „Jetz nimmt's mi numme no wunger, wo da d'Uhlandstraß isch.“ Ich meinte, da hätte er aber noch Glück gehabt, daß er einem Schweizer begegnet sei. Ein Berliner hätte ihn nicht verstanden. In Berlin spreche man doch hochdeutsch, falls er wisse, was das sei.

Das gleiche gilt für die rue du Mont-Blanc in Genf. Wenn da einer mit Schweizerdeutsch kommt, so ist er fehl am Platze. Entweder Französisch oder dann ein anständiges Hochdeutsch.

Die beste Richtlinie, wie man sich in solchen Fällen verhalten soll, hat wieder einmal Gotthold Ephraim Lessing, der tapfere, kluge Lessing, gegeben, und zwar in der Szene mit Riccaut de la Marlinière. Dieser sagt zu dem Fräulein von Barnhelm: „Nit? Sie sprek nit Französisch?“ Und das Fräulein antwortet: „Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier (in Potsdam)? Ich höre ja, daß sie mich verstehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.“

Das soll auch unsere Regel sein: in Frankreich und in der Romandie, wenn es irgendwie geht: Französisch. In der deutschen Schweiz: Hochdeutsch, aber nicht Schweizerdeutsch! Von unserem Mundartproblem konnte natürlich Lessing keine Ahnung haben. Aber wenn er es gekannt hätte, so würde er sicher auch so entschieden haben!

Sollte die Vergrößerung des Wasserkopfes Dialekt, wo er nicht am Platze ist, noch mehr zunehmen, wie das während des letzten Weltkrieges schon einmal der Fall war — und damals mit mehr Berechtigung als heute —, so gehen wir unweigerlich dem Schicksal der holländischen oder auch der dänischen Sprache entgegen. Noch im 18. Jahrhundert war Deutsch die Sprache des Hofes in Kopenhagen und das vom Volke gesprochene Dänisch ein etwas entfernter deutscher Dialekt. Heute hat sich das Dänische zur Nationalsprache verhärtet, die ohne Studium keiner mehr versteht. Von Dänemark aus gesehen, ist Deutsch seither eine Fremdsprache. Nach Hanns Christian Andersen gehört Dänemark nicht mehr zum deutschen Sprach- und Kulturbereich. Die Niederlande und Dänemark sind zu Nationalkulturen geworden. Unsere Beziehung — im Sprachlichen, wohlverstanden — ist noch weich, noch nicht verhärtet. Wenn aber die Mundart zur Nationalsprache würde, so müßten wir bald Goethe ins Schweizerdeutsche übersetzen, weil dann das Hochdeutsche, von der Schweiz aus gesehen, Fremdsprache geworden wäre, was sie heute glücklicher-

weise nicht ist. Mit unserer Teilhaftigkeit an der gemeinsamen deutschen Kultur wäre es dann auch vorbei.

An dem Zustand, den ich angedeutet habe, sind wir nicht allein schuld: er ist zum Teil eine Nachwirkung der nationalsozialistischen Zeit. Vorher war das anders. Spitteler hat nach seiner Rückkehr aus Rußland nur noch hochdeutsch gesprochen. Das wäre vielleicht nicht notwendig gewesen; ein guter Schweizer ist er jedoch sicher geblieben. Das beweist seine schon genannte Rede, mit der er sich im wahrsten Sinne für die Schweiz geopfert hatte; denn sein großer Anhänger- und Verehrerkreis in Deutschland (Felix Weingartner) wandte sich von da an von ihm ab. Jacob Burckhardt fühlte sich dem Deutschen zutiefst verpflichtet, und doch hatte er in seiner Jugend baseldeutsche Gedichte geschrieben. Über C. F. Meyers „Unbehagen im Kleinstaat“ hat Karl Schmid ein kluges Buch geschrieben. Noch weiter zurück wäre Johann Caspar von Orelli zu nennen. Das ist unser Dilemma mit den zwei Seelen in unserer Brust, oder sollen wir sagen: zwei hoch zwei. Denn neben unserer zwiespältigen Stellung zu Deutschland haben wir immer noch die Sorge um den welschen Miteidgenossen. Wollen wir ihm mit einer Zwiesprache in einem guten Deutsch den Zugang zur deutschen Kultur erleichtern? Das wäre dann eine wahrhaftig europäische Leistung.

Eugen Teucher

Die Welschfreiburger und die Sprache(n) der Deutschschweizer

In einem in verschiedenen Zeitungen erschienenen Aufsatz über die Sprachverhältnisse in Freiburg im Üchtland hat der Frauenfelder Redaktor Anton Stadelmann auf die Verständigungsschwierigkeiten hingewiesen, die sich für die Welschfreiburger dadurch ergeben, daß die Deutschfreiburger Mundartsprecher sind. Diese Hinweise, die als Aufmunterung zu verständigungsbereitem Verhalten aufzupassen sind, gelten auch für die Deutschschweizer im allgemeinen.

Wer in der Stadt an der Saane bei Behörden, Geschäften, Banken, Post- und Bahnschaltern Stichproben machen wollte, ob man seinen Deutschschweizer Dialekt verstünde und beantwortete, wunderte sich. Besser noch kommt der Deutschschweizer an, wenn er sich gegenüber einem Französischsprachigen in Hochdeutsch ausdrückt. Es kann zwar sein, daß der Französischsprechende ihm